

Kind William Doe, Rede vom 15. Oktober 1858
zum Rektoratsantritt: über das Verhältnis
des Professors zu den kleineren Universitäten

Antrittsrede.

Hochansehnliche Versammlung!

Das Studienjahr, welches wir heute beginnen, und in welchem ich durch die Allerhöchst bestätigte Wahl meiner hochverehrten Amtsgenossen zum Rectorat dieser Hochschule berufen bin, ist das letzte vor dem, in welchem dieselbe die Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens begehen wird. Gegründet in einer Zeit, wo Preussens Heere der Übermacht Frankreichs erlegen waren, hat sie durch ihr rasches Aufblühen und ihre fruchtbringende Entwicklung gezeigt, daß der Boden, in welchem sie ihre Wurzeln geschlagen, Lebensfähigkeit besitze. Der Baum, der ihm entsprossen, hat aber dessen Kraft nicht erschöpft, andern an seiner Seite aufkeimenden hat er das Dasein nicht verkümmert. Neben der Wissenschaft hat die Kunst hier ihre Stätte aufgeschlagen. Zeuge davon ist der erste Saal der großen Münchner Ausstellung, gefüllt mit Gemälden unsrer hier einheimischen Künstler. Man hört nur eine Stimme der Anerkennung, wie würdig Berlin dort vertreten sei. Nicht minder freudig hat sich hier die Industrie entwickelt. Freilich können wir uns nicht mit England vergleichen, diesem Delphi der neuern Zeit, dem Mittelpunkt der Erdansicht, bei welcher wir das meiste Land überblicken, der Gesamtheit der Erdbewohner also am nächsten, dessen Boden einen Mineralreichthum verbirgt, der alles was die Industrie bedarf in reicher Auswahl darbietet, wo keine Stadt weiter als 15 Meilen vom Meer entfernt, wo nie durch strenge Winter die Arbeit unterbrochen wird. Wie anders bei uns. Selbst die Wasserkraft fehlt,

welche die Natur unsern süddeutschen Brüdern so reichlich gespendet; wem würde es einfallen, in unserm Sande nach Steinkohlen und Erzadern zu suchen, kann man daher hier Frischfeuer und Flammenöfen erwarten, und dennoch finden wir sie: erhebt sich nicht ein schlanker Schornstein neben dem andern, wenn wir am Ufer der Spree fortgehen, da wo sie in die Stadt eintritt. bis nach Moabit hin. Wie ist es möglich, möchte man sagen, daß eine einzige Werkstatt über 1000 Lokomotiven geliefert, daß die Telegraphenlinien, welche durch die Steppen Rußlands und weit nach Asien hineingehn, ihren Gesamtbedarf aus einem einzigen technischen Etablissement Berlins beziehen, andrer Zweige der Industrie nicht zu gedenken, welche der große Friedrich hier bereits begründet.

In dem großartigen Treiben einer solchen Residenz, deren Einwohnerzahl sich seit Gründung unser Hochschule mehr als verdoppelt, in welcher die Wehrkraft des Landes außerdem überwiegend vertreten ist, kann die Universität nicht den Schwerpunkt des geselligen Lebens bilden wie in kleineren Städten, wo die Beziehungen zwischen Lehrern und Studirenden und dieser untereinander daher inniger, so daß die Erinnerung daran selbst im Alter, wie wir es bei der schönen Jubelfeier von Jena gesehn, noch die Herzen in freudiger Dankbarkeit bewegt. Dort kann der Lehrer sich seinem Berufe ausschließlich widmen, da die Zersplitterung der Lehrkräfte fehlt, welche hier unvermeidlich ist. Aber diese Nachtheile werden überwogen durch wesentliche Vortheile für die Lehrer sowohl, als auch für die Studirenden. Das anmuthige Stilleben an einer kleinen Universität ist nicht frei von dem unheimlichen Gefühl der Vereinisamung. Da wo neben jedem, eine bestimmte Disciplin vertretenden ein Fachgenosse steht, ist innerhalb der Wissenschaft die wir pflegen teter geistiger Austausch gegeben, das Gefühl der Unfehlbarkeit la nicht aufkommen, und man entschließt sich, wo man die der Arbeit überall in seiner Umgebung verwirklicht sieht, werden, d. h. nicht halb auf einem unbegrenzten Gebiete

sondern ganz auf einem beschränkten. Für die Studirenden ist aber die Grofsartigkeit der Lehrmittel besonders in bestimmten Fächern von der größten Bedeutung. Wie wenig Krankheitsformen kann der Mediziner in einer kleinen Stadt durch eigne Anschauung kennen lernen, in welche Fabriken sollen wir den Technologen führen, wo Industrie überhaupt nicht vorhanden, mit welchen Kunstschatzen kann der Archäologe vertraut werden, wo die Museen fehlen. Ist eine allgemeine Geselligkeit nicht durchzuführen, so schliessen sich engere Kreise desto fester. Zugleich erweitert sich jede Lebensanschauung durch Abstreifung provinzieller Eigenthümlichkeiten in der Berührung mit denen, deren Heimath eine andre. Im Wintersemester von 1856 auf 1857 waren unter 1570 Studirenden der Berliner Universität nur 426 Märker, also etwas mehr als ein Viertel, hingegen in Bonn unter 828 Studirenden 553 Rheinländer, in Breslau 591 Schlesier unter 784 Studenten, in Halle 364 Sachsen bei einer Zahl von 696 Studenten. Von 349 Mitgliedern der Albertina 311 Preußen, in Münster 264 Westphalen unter 449 Studirenden, überall also mehr als die Hälfte. Nur Greifswald macht eine scheinbare Ausnahme, da die Pommern lieber in Berlin studiren als dort, indem auf 68 in Greifswald 106 in Berlin kommen. Von 605 Ausländern kommt mehr als die Hälfte auf Berlin, nämlich 350. Eine andre wesentliche Seite der hier zusammen wirkenden allgemeinen Bedingungen ist das Abstreifen der starren Absonderung, welche früher die Studirenden von andern Ständen schied. Die Berechtigung Vorlesungen zu hören beschränkt sich bei uns nicht auf die wirklich Immatrikulirten, sie ist ausgedehnt auf viele, andern höhern Bildungsanstalten Angehörige. Bei dem Einzuge des Hohen Paares, auf dem die Hoffnung unsres Landes begründet ist, bei welchem alle Stände sich durch Herzlichkeit des Empfanges zu überbieten suchten, haben die Studirenden daher die Universität nicht im engern Sinne vertreten wollen, sondern ihre Reihen geöffnet, um als eine wahre Repräsentation der Wissenschaft, Kunst und Technik des kommenden

Geschlechts in einem gemeinsamen Fackelzug ihre Huldigung darzubringen.

Ich glaube daher nicht weiter ausführen zu dürfen, daß, was das gedehliche Fortbestehen einer Universität überhaupt erheischt, bei einer Hochschule wie die unsre in erhöhtem Grade beansprucht wird. Als die tiefste Lebensbedingung derselben hat mein hochverehrter Vorgänger in der im vorigen Jahre gehaltenen Ansprache die gegenseitige Entlassung der Gebiete des Wissens und des kirchlichen Glaubens bezeichnet, da ja die ewige Wahrheit des Glaubens sich aus der Fülle der die vorchristliche Welt befruchtenden Gedanken nur bereichern, durch den Zweifel und das Experiment nur bewähren könne. Und in der That, hat nicht das ganze Menschengeschlecht in der Zeit, die wir das klassische Alterthum nennen, seine Jugend verlebt, und wer möchte sich die Erinnerung an sie rauben lassen? Was den Zweifel betrifft, so ist der Satz des Cartesius: *cogito ergo sum* nur die Vermittelung zu einem zweiten *est cogitatio Dei ergo est Deus*. Endlich in Beziehung auf das Dritte, das Experiment, darf ich nur an die schöne Inschrift erinnern, welche ein hochsinniger, unserm Königshause nahe verbundener deutscher Fürst, der Großherzog von Baden der Denkmünze eingraben ließ, welche bei der diesjährigen Versammlung deutscher Naturforscher in Carlsruhe den Mitgliedern derselben übergeben ward. Die Inschrift lautet: „Forschung führt zu Gott“. Wenn die Physik in dem Princip der kleinsten Wirkung lehrt, daß in der unorganischen Natur jeder Zweck erreicht wird durch Anwendung der eben dazu ausreichenden Kraft, daß nirgends eine Vergeudung, — die Optik, daß die Gesetze der geraden Fortpflanzung, Spiegelung und Brechung nur verschiedene Ausdrucksweisen der Bedingung sind, daß das Licht sein Ziel stets in der kürzesten Zeit erreiche, — die Chemie durch Construction der Vivarien, daß die organische Schöpfung in der Weise ihr Erhaltungsprincip in sich trägt, daß der Lebensproceß bestimmter Geschöpfe stets die Bedingungen für den andrer entwickelt, — die

Geognosie, daß die Umwälzungen welche die Erde betroffen, eben nicht als Zerstörungen aufzufassen sind, sondern nur als Entwicklungsstadien, da nur im verwitternden Gestein die Vegetation sich zu entwickeln vermag, — die Meteorologie, daß die furchtbaren Stürme der Tropen, welche Tausenden den Untergang bereiten im Gesammtorganismus der Erde ein Erhaltungsprincip sind, um der Erde im Sinne ihrer Drehung den Impuls wiederzugeben, den sie durch den Passat sonst verlieren würde, so möchte ich fragen, kann es verderblich sein, wenn die Wissenschaft zeigt, daß die Zeit der Wunder nicht vorüber, daß auf jedem Blatt, welches wir im großen Buch der Natur aufschlagen, ein neues verzeichnet steht? Wenn ein Reisender einen noch nie erstiegenen Gipfel erklimmt, und er in Schluchten hinabblickt, die noch nie ein menschlicher Fuß betreten, so erstaunt er wohl darüber, daß diese großartige Schönheit Jahrtausende da war, ohne daß ein Auge sie gesehen; so wie uns ein ähnliches Gefühl überkommt, wenn wir im Mikroskop den wundervollen Schmuck betrachten, mit welchem die Natur die Insekten bekleidet und für alle ihre Mühe nur die Anerkennung beansprucht, daß es dem gewöhnlichen Auge in schillernder Farbe erscheint. Wir verstehen dann Keppler, der dafür, daß er 17 Jahre Nachdenkens bis zum Wahnsinn zur Auffindung des dritten seiner Gesetze des Sonnensystems gebraucht habe, zu seiner Rechtfertigung anführt, daß Gott der Herr ja 6000 Jahre auf ihn gewartet habe, die Größe seiner Werke zu verkünden. Aber wird man sagen, liegt in diesen Worten nicht die Klippe der Selbstüberschätzung offen zu Tage, haltet ihr mit den Ergebnissen eurer Mechanik nicht euch jetzt schon für die Beherrscher der Natur? Das feinste Gewebe der Menschenhand erscheint unter dem Mikroskop als ein plummes Machwerk, der Querschnitt einer Pflanze dagegen, das dem bloßen Auge unsichtbare Thierchen desto feiner organisirt, je mehr wir die Sehkraft schärfen. Und was sind alle Leistungen der Technik einer einzigen Naturkraft gegenüber? Allerdings imponiren uns nicht die

Wunderwerke des Alterthums, denn die Arbeitskraft, welche der Aufbau der größten Pyramide erheischt, schlummert in einem Brennmaterial, welches eine große Maschinenaustalt in einer Woche verbraucht. Aber was sind alle unsre Dampfmaschinen der einzigen großen gegenüber, die wir Atmosphäre nennen, deren Wasserreservoir das Weltmeer, deren Feuerheerd die Sonne. Der Wasserfall des Niagara würde allein schon eine Arbeit verrichten können, doppelt so groß als die Industrie von England. Eine Million der kolossalsten Dampfmaschinen würde nicht hinreichen; die Länge des Tages um ein Hunderttheil einer Sekunde zu vermehren, wenn sie ohne Unterbrechung zwei Jahrtausende hindurch der Drehung der Erde entgegenarbeiteten. Wahrlich, es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Wir alle suchen die Wahrheit, auf verschiedenen Wegen, auch ist die Ausdrucksweise verschieden in der wir sie aussprechen, wenn wir sie gefunden. Zuerst ausgesprochen mag sie anderes gehend erscheinen, aber allmählich überzeugt man sich, daß dieß eben nur ein Schein war. Vor dem Tribunal in Rom mußte Galilaei die Bewegung der Erde abschwören, der Erzbischof von Köln hat es gestattet, daß im Dom von Köln ein Foucaultsches Pendel aufgehängt werde, damit jeder mit seinen Augen sich überzeugen könne, daß die Erde sich dreht.

Die zweite Bedingung für eine Hochschule wie die unsre ist die, daß jede Disciplin, welche überhaupt in das Gebiet des Wissenschaftsunterrichts fällt, durch eine entsprechende Lehrkraft vertreten sei. Wir haben dies Bedürfnis nie lebhafter gefühlt, als in der letztverflossenen Zeit. Unsre Museen sind verwaist, denn wir vermissen die als Führer, welche sie gegründet und durch jahrelangen Fleiß sie zu bereichern verstanden. Immer dichter wird die Reihe der Büsten, welche diese Wände der Erinnerung schmücken, und nicht allein die Lebensmüden sind abgetreten, nein auch manche in der ganzen Fülle der Mannskraft, einer darunter, auf dessen hoher

Stirn das stolze Wort des Paracelsus geschrieben war: ihr mir nach, ich nicht euch. Desto freudiger begrüßen wir in unsrer Mitte die, welche berufen sind, die Nachfolger solcher Männer zu werden. An die jüngern Lehrkräfte unsrer Universität ist aber dringender wie je die Mahnung ergangen, sich bereit zu halten in den sich lichtenden Reihen, wenn der Vordermann fällt, in das erste Glied zu treten.

Die dritte Bedingung für eine lebenskräftige Fortentwicklung unsrer Hochschule ist der wissenschaftliche Sinn unsrer Zuhörer. Indem ich mich an Sie, meine Herren Commilitonen wende, will ich Sie nicht an den Handschlag erinnern, den Sie bei Ihrer Aufnahme gegeben, die Gesetze der Universität zu befolgen, Sie wissen, wie schmerzlich es Ihren Lehrern ist, Strafe verhängen zu müssen. Ich will in Beziehung auf Ihre Studien selbst nur eine Bitte an Sie richten. Ich war vor kurzer Zeit in einer andern Hauptstadt, wo ich Lehrräume sah, von so großartigen Verhältnissen, Laboratorien so zweckmäßig eingerichtet und reich ausgestattet, Kunstschätze so sinnig geordnet, daß ich äußerte, dagegen können wir in Berlin freilich nicht aufkommen. Wir wollen tauschen, sagte mein Führer ein dasiger Professor, nehmen Sie unsere Hörsäle, Laboratorien und Museen und geben Sie uns Ihre Studenten. Die Bitte nun, welche ich Ihnen, meine Herren, ans Herz legen möchte, ist die; erhalten Sie uns das schöne Vorrecht, um Sie beneidet zu werden. Die Neugekommenen heiße ich aber im Namen meiner Herren Kollegen in diesen Räumen willkommen, wo so viele Ihrer Vorgänger Berufstüchtigkeit erworben, in einer Stadt, wo Männer leben, welche das Studium des Rechts, der klassischen und germanischen Litteratur, der Erdkunde, der auf Quellen begründeten Geschichte und der vergleichenden Sprachwissenschaft ihre Meister nennt und in deren Ringmauern noch das Banner der Naturwissenschaft weht, welches zu Anfang dieses Jahrhunderts hell beleuchtet von den Strahlen einer tropischen Sonne in der neuen Welt sich freudig entfaltete.

Hochansehnliche Versammlung, wir begehen heut die Feier des Geburtstages Sr. Majestät unsres Königs, der hochbegabt und tief ergriffen von der mächtigen Bewegung dieser Zeit, jede geistige Blüthe gepflegt hat, die dem deutschen Boden entsprossen und sich dadurch in unsern Herzen ein Denkmal gegründet, fest und schön, wie das, welches er seinem großen Vorfahren errichtet. Diese Feier ist eine Feier ernster Wehmuth, denn eine schwere Krankheit hat die Schwingen dieses Geistes gelähmt. Möge der König, der unter einem mildern Himmel Heilung suchend, heute außerhalb der Grenzen des Landes weilt, in der fremden Umgebung sich erinnern, wie viel treue Preußenherzen in der Heimath für ihn schlugen, und möge die brüderliche Hand, welche jetzt die Zügel der Regierung ergriffen, nach Außen eine Wehr sein, wo es gilt, deutsches Recht zu schirmen, nach Innen eine Stütze für die, deren Beruf es ist zu zeigen, daß Preußen eine geistige Macht. Dazu gebe Gott seinen Segen!

Rectoratsreden

von

Heinrich Wilhelm Dove,

d. Z. Rector der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin.

I. Antrittsrede, gehalten am 15. Oktober 1858.

(II. Gedächtnisrede, gehalten am 3. August 1859.)



Berlin.

Gedruckt in der Buchdruckerei der Königl. Akademie
der Wissenschaften.

1859.